

I. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

gr. 208.

Freitag, den 6. September 1907.

22. Jahrgang.

Bilder von der Herbst-Parade.



Es ist zwar immer dasselbe, was sich da glibert und farbenbunt auf dem Tempelhofer Felde abspielt, es sind aber auch neue und immer neue Menschen, für die die Kaiserparade ein bedeutungsvoller Tag wird, teils weil sie es noch nie gesehen, teils weil sie zum ersten Male mitmarschieren. Am Sonntag, als es vom Himmel zur Erde goß, waren die Hoffnungsstetten für gutes echtes Kaiserwetter schon sehr geputzt. Es kam aber anders. Leuchtende Sonne begleitete die Truppen und „Trabanten“, die unter flingenden Spiele über den Velle-Allianzplatz hinauszogen. Die Kronprinzessin war im Sechsspänner hinausgefahren und ließ sich von ihrem Gemahl die kleinsten Einzelheiten des Aufmarsches erklären. Der Kaiser kam in seinem hellen Automobil allein an und stieg zu Pferde.

Er trug Generalkuniform mit dem Abzeichen des 1. Garde-Regiments. Kurz vor 9 Uhr begann unter den Klängen der Prästentiermärsche aus dem Saale der Festlichen das Abtreiten der Fronten. Nach dem Abtreten aber gab es eine kleine Ueberraskung. Der Kaiser nahm nicht wie sonst an der einsamen Pappel, sondern vor den Tribünen Aufstellung. Daher nahmen auch die heiden Vorbeimärsche die entgegengesetzte Richtung, nämlich von Berlin weg nach Tempelhof zu. Um 11 Uhr war der erste, gegen 12 Uhr der zweite Vorbeimarsch.

Zu Ende. Nach der Kritik begrüßte der Kaiser die ausländischen Gesandtschaften. An die Parade des Gardekorps anschließend fand im Schloß ein großer Empfang der fremden Gäste statt, an den sich unmittelbar die Paradedarstellung angeschlossen. Dann begab man sich ins Opernhaus. Generalintendant von Hülßen geleitete den Kaiser in die große Hofloge. Gegeben wurde Elton Holms Festspiel „Ein Kaitertag in Nürnberg“. Die Abfahrt des Kaisers nach Wilhelmshafen erfolgte um 10¼ Uhr vom Lehrter Bahnhof.

LOKALES

* Wiesbaden, 5. September.

Ergebnisse der Volkszählung.

Als weitere Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1906 werden in dem dritten Vierteljahrsheft zur „Statistik des Deutschen Reichs“ 1907 Nachweise über die Staatsangehörigkeit der Bevölkerung des Deutschen Reichs veröffentlicht. Hiernach waren von den 60 641 278 ortsanwohnenden Personen 56 610 462 Reichsangehörige, 1 028 500 (16,96 v. T.) Reichsanhänger, und zwar 599 320 männliche und 429 240 weibliche sowie 226 Personen, deren Staatsangehörigkeit nicht ermittelt ist. Der Anteil der Ausländer an der gesamten Bevölkerung ist seit dem Jahre 1900 von 13,81 v. T. auf 16,96 v. T. gestiegen, also durchschnittlich jährlich um 4,2 v. H., gegen 8,2 v. H. im Zeitraum 1895 bis 1900.

Das größte Kontingent der Fremden stellt Oesterreich-Ungarn, denn 51,12 v. H. aller Reichsausländer, also mehr als die Hälfte, stammen aus diesem Nachbarreiche. Erst im weiten Abtand folgen Rußland mit 10,37 v. H., die Niederlande mit 9,82 v. H., Italien mit 9,54 v. H. und die Schweiz mit 6,12 v. H. Diese fünf Staaten liefern zusammen $\frac{7}{8}$ der gesamten Zahl der Reichsausländer. Im letzten Jahrzehnt wiesen von allen Ausländern die Russen verhältnismäßig die stärkste Zunahme auf. Ihre Zahl ist von 46571 auf 106639, also um 50668 oder 127

In demselben Hefte befinden sich auch Nachweise über die Religionsbekenntnisse der Bevölkerung Deutschlands am 1. Dezember 1905, ferner über die Verteilung der Bevölkerung auf die größeren und kleineren Verwaltungsbezirke, auf die Oberlandesgerichtsbezirke und auf die Reichstagswahlkreise.

३. ६.

* Der Kaiser hatte Hunger bei der Herbstparade. Es kommt nicht immer aus der feinsten Küche, die Hauptkache ist, daß es schmeckt, was man hat. Das hat am letzten Sonntag auch unser Kaiser beachtet, als er bei der großen Herbstparade über seine Garben auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin, die sich bis über die zwölfte Stunde hinauszog, tüchtigen Hunger bekam. An das Mitbringen einer „Krübstückstulle“ hatte wohl niemand aus dem Gefolge Seiner Majestät gedacht, und da selbst Monarchen nicht immer eine Hofküche mit sich führen können, ließ sich der oberste Kriegsherr aus einem nahe gelegenen Brauerei-

* Ein Fürst, der pumpt. In Romburg traf kürzlich in einem großen Heile ein Fürst mit Frau, Kindern und Dienerschaft ein, bezog eine fürstliche Wohnung, machte eine hohe Rechnung und reiste eines Tages ab mit der Bemerkung, er werde in

Berliner Börse, 4. September 1907.

Berlin. Bankdiskont 5¹/₁₀%, Lombardzinsfuß 6¹/₁₀%, Privatskont 4³/₄%

[illegible]



Nr. 208.

Freitag, den 6. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wie interessant aber, in dieser Zeit zu leben,“ sagte Ellen lachend mit einem Blick auf Bruno, der sich ziemlich schweigend verhielt. „Früher muß es recht langweilig in der Welt zugegangen sein, gar zu korrekt. Wie denken Sie drüber, Herr Doktor?“

„Nur nicht allzu übermütig, Ellen,“ mahnte die Schwester. „Deine Laune geht wieder mit Dir durch.“

„Nun,“ wandte die Rätin sich jetzt auch an Bruno, „wollen Sie als Sachverständiger von uns allen uns nicht Ihr Urteil über das vielbesprochene Werk Ihres Kollegen sagen?“

„Meines Kollegen?“ erwiderte Bruno mit einem tiefen, sehr wohlklingenden Organ. „Der berühmte Romancier und Dichter dürfte sich wohl bedenken, mich, den Anfänger, mit diesem Titel zu beehren. Daß ich jedoch diese Art, über ernste, moralische Fragen, die ins tiefste Leben eingreifen, mit einer gewissen harmlosen Bonhomie hinwegzugehen, nicht billige, das, verehrte Frau, haben Sie vielleicht aus meinen Schriften herausgelesen, in denen ich die entgegengesetzte Tendenz verfolge. Ein Mann, der eine Frau, die er nicht für rein hält, heiratet, ist meines Erachtens kein Ehrenmann, an dessen anderweitige Tugenden man nicht recht zu glauben vermag. Und an den Gelsen einer Frau, die einen Mann, der sich ihr in aller seiner Brutalität unverhüllt offenbart, dennoch liebt, kann ich eben nicht glauben. Nach meiner Ansicht hängen Liebe und Achtung untrennbar zusammen.“

„Bravo,“ rief der Rat. „Ganz so denke ich auch, und ich würde eine Frau nicht lieben können, die gar zu nachsichtig über meine Untugenden hinwegläßt.“

„Als ob dieser ausgezeichnete Mann und Gatte überhaupt Untugenden hätte!“ warf der Justizrat mit einem Blick auf die Rätin ein.

„Er besitzt eine der größten und seltensten Tugenden,“ entgegnete diese, mit innigem Blick ihrem Gatten über den Tisch die Hand hinreichend, „Geduld mit einer kranken Frau, und das will viel sagen.“

„Wenn die Krankheit sich in so liebenswürdiger Weise wie bei Ihnen äußert,“ ergriff der Justizrat wieder das Wort, „würde mancher seine gesunde Frau gern mit einer kranken vertauschen.“

Die beiden Schwestern sahen sich mit einem raschen, etwas spöttischen Blicke an. Ihnen paßte diese Richtung der Unterhaltung nicht. Zwar konnten sie nicht umhin, die Art, wie die Rätin ihr langes Leiden ertrug, zu bewundern; aber welche Seelengröße dazu gehörte, das saßen ihre oberflächlichen Naturen nicht.

„Haben Sie auch schon davon gehört, Herr Justizrat,“ wandte sich die Kommerzienrätin, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, an diesen, „daß der Baron von Rothenfels, er ist unser nächster Nachbar in der Rauchstraße, im Sterben liegt? Heute soll noch die Tochter aus München erwartet werden. Der Sohn und dessen Gemahlin sind schon anwesend.“

„Ja, ich weiß darum,“ entgegnete der Justizrat, „da ich, Ehre habe, der Sachverwalter des Herrn Barons zu sein.“

„So, so, nun, dann werden Sie auch wohl wissen, daß das Vermögen gar nicht so gewaltig sein soll, wie man allgemein annimmt. Mein Mann meinte, der alte Herr hätte schon manches Stümchen verbraucht, und der junge noch bei weitem mehr. Aber die Baronin soll ja enorm reich sein. Ansehen tut man's ihr freilich nicht. Sie kleidet sich fast wie eine Herrnhuterin, dabei ist sie von unnahbarem Stolz. Ein seltsamer Gegensatz zu der Gräfin Alten, ihrer Schwägerin, die immer die glänzendsten Toiletten macht und für eine der elegantesten und schönsten Erscheinungen am bayerischen Hofe gilt. Die Altens sollen jedoch viel verbrauchen, und deshalb dürfte ihnen ein Ausfall in der erwarteten Erbschaft sehr unbecom sein.“

Der Justizrat zuckte die Achseln. „Da bin ich wirklich gar nicht kompetent, so weit reicht meine Kenntnis nicht.“

„Das heißt, Sie wollen nichts wissen. Also nichts weiter davon. Apropos, lieber Doktor,“ wandte die Rätin sich an Bruno, „was mir eben dabei einfällt: Wie sind Sie eigentlich darauf gekommen, sich als Schriftsteller Müller-Rothensfels zu nennen? Ein so bekannter Name und der einer Familie, in welcher das Dichten, glaube ich, etwas ganz Unbekanntes ist?“

Die Augen des Justizrates richteten sich hinter den Brillengläsern gespannt auf den also Interpellierten, der ohne sichtlich Erregung antwortete: „Ich habe ein gewisses Recht, diesen Namen zu führen, es ist der Name meiner Mutter.“

„Wie diplomatisch,“ dachte der Justizrat. Und laut fügte er hinzu: „Dann sind Sie wohl mit der Familie Rothensfels, von der die Rede war, verwandt?“

„Allerdings,“ entgegnete der Doktor sehr gemessen, als wolle er weitere Fragen damit abschneiden.

Die Erbschaft kommt ihm jedenfalls nicht ganz unerwartet, dachte der Justizrat, und nun ich ihn kennen gelernt habe, teile ich auch des Barons Hoffnung, daß sich alles gut abwickeln kann, wenigstens, was ihn anbetrifft.

„Du nanntest vorhin die Baronin von Rothensfels,“ wandte sich die Rätin zu ihrer Cousine: „Kennst Du sie persönlich?“

„Nur von Ansehen, von der Straße her. Sie gehört nicht zu den Persönlichkeiten, mit denen man leicht bekannt wird.“

Eine höchst eigentümliche Frau soll sie sein,“ fiel Ellen nun ein, „die ganz und gar nicht für ihren Gemahl paßt. Er, ein Lebemann durch und durch, sie von gesuchter Einfachheit, er von bestrickender Schönheit und vornehmster Liebendürftigkeit, sie kaum hübsch zu nennen, still und zurückhaltend. Nur in einem sollen sie sich gleichen, in ihrem beispiellosen Hochmut.“

„Und doch gilt die Baronin für eine der wohlthätigsten Frauen,“ warf die Rätin ein, „und auch als eine der wildesten und liebevollsten, wo es gilt, Kummer und Not zu lindern. Ich kenne zufällig die Tochter des Abtrünnigers von Schönwalde, auch eines Rothensfelschen Gutes, die nicht genug die Baronin zu preisen weiß. Sie soll ein Segen für die ganze Gegend dort sein.“

Nichtig eingeschätzt.

Ein junger Herr, dem das leimende Schnurrbartchen wie ein leiser Hauch die Oberlippe beschattete, der sich aber bereits als siegesicherer Don Juan fühlte, hatte eine junge Dame, die eine Anzahl Pakete trug, angesprochen, und sich erboten, ihr die Last zu tragen. In der lebenswändigsten Weise war ihm das gestattet worden und dem Jüngling schlug das Herz vor Wonne: Endlich sollte er ein richtiges Abenteuer erleben! Aber das Wetter war heiß, der Weg sehr weit und die junge Dame tat nichts, um ihm denselben zu verkürzen. Alle seine Versuche, eine Unterhaltung zustande zu bringen, schlugen fehl. Endlich stand seine Begleiterin vor einem großen prächtigen Hause stille und zog die Klingel. Jetzt konnte ihm der wohlverdiente Lohn für seine Ritterlichkeit nicht länger vorenthalten werden. Langsam öffneten sich die schweren Torsflügel und ein reichgalonierter Diener erscheint mit tiefer Verbeugung.

„Oh, Friedrich“, sagt die junge Dame mit bezauberndem Lächeln, „nehmen Sie dem jungen Mann doch die Pakete ab und lassen Sie ihm ein Butterbrötchen und ein Glas Milch in der Küche geben!“ — Tableau! —

Der arme Kutscher.

Ein Herr, der dafür bekannt ist, daß er sich gern auf Kosten anderer einen Spaß macht, kommt eines Tages an einem großen eleganten Warenhaus vorbei, vor dem mehrere Droschken, Equipagen und Automobile halten, darunter ein geschlossenes Coupé, dessen Kutscher den Schlaf des Gerechten schläft, während seine Gekletterin drinnen Einkäufe macht. Der Spahmacher tritt rasch an den Wagenschlag, öffnet ihn leise und schlägt ihn dann wieder zu. Der Kutscher, aus seinen süßen Träumen geweckt, fährt auf, rückt sich zurecht und blickt unentwegt geradeaus. Dann wagt er einen Blick über die Schulter und sieht einen eleganten Herrn mit abgezogenem Hut am Wagenschlag stehen. Offenbar spricht er mit der Insassin. „Gewiß, meine Gnädigste, jawohl! Adieu, auf Wiedersehen!“ hört der Kutscher ihn sagen. Dann wendet der Herr, nachdem er noch einmal lebenswändig gegrüßt, sich zu ihm und sagt: „Nach Hause!“ „Sehr wohl, mein Herr“, erwidert der biedere Kosselent, und fort geht's in schlanke Tramb. Wo das zu Hause war, wer die Herrin des Coupés war, was sie dachte oder sagte, als sie ihre Einkäufe beendet hatte und ihren Wagen besteigen wollte, oder was der Kutscher sagte, als er zu Hause sein Gefährt leer fand, das bleibt ein Geheimnis zwischen der Dame und dem Kutscher, sicher aber ist, daß das Abenteuer dem letzteren nicht sehr gut bekommen sein wird.



Humor.

Nicht immer. Erster Bettler: „Na, ich habe immer so funden, daß es das Beste ist, heftlich zu de Bitte zu sein!“

Zweiter Bettler: „In allgemein'm machte schon recht hart, aberst du stimmst man nicht immer. Vor ein paar Tagen hat's den Todestimmen gespielt, um da hat mir einer fuffsig Pennie geschenkt. In meine Überraschung sage ich: „Danke schön!“ um was floobste, der Kerl läßt mir festnehmen.“

Sehauerliche Unwissenheit. Ein Herr sprach in einer Gesellschaft mit seiner Tischdame über den Krieg und meinte unter anderem, der Krieg habe das Gute, daß er geographische Kenntnisse verbreite. „Ich selbst“, fuhr er fort, „hatte zum Beispiel keine Ahnung von den Philippinen und erfuhr von dieser Inselgruppe erst durch den spanisch-amerikanischen Krieg.“ — Ganz entsezt sah die Dame ihn an. „Ist es denn möglich“, sprach sie endlich, „daß Sie niemals die Epistel Sankt Pauli an die Philipper gelesen haben?“

Brüderlich. Der kleine Franz: „Wer ist denn die Dame dort?“ — Der kleine Fritz: „Das ist keine Dame, das ist meine Schwester!“



Der Wandel der Zeiten. „Ja“, seufzte Herr Esterlein, „die Zeiten ändern sich. Wenn ich als junger Mensch zum Barbier ging, um mir die Haare schneiden zu lassen, dann fragte er mich, wenn er mir schmeicheln wollte, ob er mich nicht auch rasieren sollte; und wenn ich jetzt zum Barbier gehe, um mich rasieren zu lassen, dann fragt er aus Höflichkeit, ob er mir vielleicht auch die Haare schneiden soll!“

Noch ungewiß. „Ich darf doch zu deiner Hochzeit kommen, Lottie, ich habe noch nie eine Hochzeit mitgemacht und freue mich riesig darauf.“

„Ja, Lottie, das kann ich dir wirklich nicht fest versprechen. Meine Eltern sind nämlich so wütend über meine Verlobung, daß es noch sehr ungewiß ist, ob ich selbst zu der Hochzeit komme.“

Unmöglich! Sie waren einander eben vorgeliebt worden. „Ich meine“, begann sie schüchtern, „wir müßten einander schon einmal begegnet sein, Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor.“

„Unmöglich, mein gnädigstes Fräulein“, beteuerte er, „wenn ich Sie schon einmal gesehen hätte, dann wäre ich jetzt entweder mit Ihnen verlobt oder verheiratet, aber ich wäre an gebrochenem Herzen gestorben.“

Zurück gegeben. Er: „Ich höre, daß die Leute sich erzählen, wir wollten uns verloben, Fräulein Anni.“ — Sie: „Unverhört! Wie kann man so etwas von mir denken, Herr Bibig! Sie haben doch natürlich widersprochen?“ — Er: „Selbstverständlich! Ich habe erklärt, ich hätte zwar schon manchen dummen Streich gemacht, aber einen so dummen denn doch noch nicht!“

Die Falsche. Eine Dame, die kürzlich eine Tochter verheiratet hat, besitzt noch drei weitere, die sie auch gern an den Mann bringen möchte. Eines Tages ist ein junger Mann bei ihr zu Besuch, der ihr alle wünschenswerten Eigenschaften für einen Schwiegerjohn zu haben scheint. „Nun“, fragt sie aufmunternd, „welche von meinen Töchtern gefällt Ihnen denn am besten?“ — „Die verheiratete“, ist die prompte Antwort des vorsichtigen Jünglings.

Ein Glück! „Junger Mann“, donnerte der zornige Vater den Sohn an, der wieder einmal dumme Streiche gemacht hatte, „es ist schrecklich mit dir! Nichts als Schande machst du deiner Familie! Ein Glück für dich ist es nur, daß ich nicht reich bin!“ — „Wieso?“ fragte der Julius mit einem ziemlich dummen Gesicht. — „Wieso? Sehr einfach! Weil ich dich dann enterben würde!“



Auflösung des Rebns aus voriger Nummer:

Nach dem Schaden, nach der Tat weiß ein jeder guten Rat.

Vexierbild.



Wenn Fritz nicht bald wieder kommt, wird sein Bier schal. Da ist er ja schon! Wo?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil V o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion Redakteur B e r n h a r d K l o p f i n g, Wiesbaden.